

**Zeitschrift:** Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum  
**Herausgeber:** Benediktiner von Mariastein  
**Band:** 70 (1993)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Abt Placidus Ackermann : ein Mann des Neubeginns  
**Autor:** Lüber, Alban  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1031682>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

# Abt Placidus Ackermann, ein Mann des Neubeginns

von P. Alban Lüber

---

## Vorbemerkung: Der Historiker und die Geschichte

Jede Person und jede Institution hat eine Geschichte, durch die sie bewusst oder unbewusst geprägt ist. Deshalb ist die Frage nach der eigenen Geschichte etwas Urmenschliches und vermag unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Allerdings ist es nie einfach die ganze Geschichte in ihrer Breite und Tiefe, die das Interesse der Menschen weckt; oft werden einige Zeitabschnitte besonders hervorgehoben, weil sich in ihnen Entscheidendes zugetragen hat. Anderes wird vernachlässigt. Jeder hat aus seinem eigenen Leben noch Erinnerungen, die ihm vor Augen stehen, als hätte er sie gestern erlebt, andererseits gibt es Zeitabschnitte, die wir vergessen und verdrängen. Auch die allgemeine Geschichte und die Kirchengeschichte kennen dieses Auswahlverfahren. Das Hochmittelalter, d. h. das 12./13. Jahrhundert, ist im allgemeinen Geschichtsbewusstsein viel stärker ausgeprägt als etwa das Spätmittelalter, 14./15. Jahrhundert, das oft als Verfallszeit gilt. Schon die Benennung «Hoch-» und «Spät-» verrät eine eindeutige Wertung. Die Amtszeit von Abt Placidus Ackermann, 1804–1841, gehört eher zu den vergessenen Zeiten, zu einer Epoche, die als wenig interessant gilt. Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sind quasi eingeklemmt zwischen dem Weltereignis der Französischen Revolution (ab 1789) und den europäischen Revolutionsjahren von 1830 und 1848. Die Zeit zwischen diesen Ereignissen gilt als langweilig und wenig erforschungswürdig, was man an der geringen Anzahl der Veröffentlichungen ablesen kann. Dem Forscher fällt auch die In-

terpretation nicht leicht, weil trotz der Wiederherstellung mancher vorrevolutionärer Verhältnisse der Bruch der Französischen Revolution in vielem definitiv war, aber der moderne liberale Verfassungsstaat zwar in manchen Köpfen, aber noch nicht in der Wirklichkeit existierte. Auch die Kirche befand sich quasi in einem Schwebезustand. Das Alte, d. h. die barocke Herrlichkeit und die enge oder zu enge Bindung von Thron und Altar war vergangen, das Neue, d. h. eine vom Staat unabhängige Kirche, die auch von der Vereins- und Pressefreiheit usw. profitieren konnte, gab es noch nicht.

Erschwerend kommt die dürftige Quellenlage für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu. Im Klosterarchiv Mariastein finden sich z. B. viele interessante Tagebücher aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, wohingegen der Zeitraum von Abt Placidus in dieser Hinsicht quellenmässig schlecht vertreten ist. Man darf sich ein klösterliches Archiv auch nicht als eine Ansammlung von frommen Traktaten, theologischen Abhandlungen und Glaubensbiographien vorstellen, obwohl es diese natürlich auch gibt. Im Archiv treten uns unsere Vorfahren vor allem als Briefschreiber an staatliche Stellen, als Buchhalter und Verfertiger von wirtschaftlichen Aufzeichnungen entgegen. Ein Archiv wurde früher nicht angelegt, um dem späteren Historiker einen Arbeitsplatz zu verschaffen, sondern um die weitläufigen Rechte und Besitzungen des Klosters dokumentieren zu können. Das sogenannte normale Leben, der klösterliche Alltag in Gebet, Arbeit und gemeinsamem Beisammensein, schlägt sich selten in den Archivalien nieder. Da findet man schon eher Zeugnisse

von Streitigkeiten innerhalb und ausserhalb der Klausur, deren Behebung einen weitläufigen Briefverkehr verursachte. Das Telefon kannte man damals noch nicht, was den Historiker wiederum freut.

Wenn wir uns mit der Vergangenheit beschäftigen, gibt es grundsätzlich zwei verschiedene Methoden: man kann entweder zuerst eine eigene Fragestellung entwickeln und sie mit dem vorhandenen Quellenmaterial zu beantworten suchen, oder man kann zuerst die Quellen bearbeiten und daraus eine Geschichte schreiben. Beide Methoden haben ihre Vor- und Nachteile. Wer sich quasi den Quellen aussetzt, übernimmt automatisch ihren Blickwinkel und kommt zu einem sehr einseitigen Bild vergangener Zeiten. Wer sich nur von eigenen Fragestellungen leiten lässt, wird oft an der dürftigen Quellenlage scheitern und steht in der Gefahr, die Geschichte zur Bestätigung seiner eigenen Ansicht zu missbrauchen. In der Praxis wird man also eine Mischung von beiden Methoden anwenden müssen; das Studium der Quellen ist immer schon von einem bestimmten Erkenntnisinteresse begleitet, das sich seinerseits an den vorhandenen Quellen orientieren muss. Auch die trockenste Geschichtsdarstellung kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Geschichte immer auch eine Interpretationswissenschaft ist, dass der Forscher die Wirklichkeit immer schon durch eine gewisse Brille sieht. Deshalb wird es auch nie eine allgemein verbindliche Geschichtsschreibung geben, die eine Epoche letztgültig darzustellen vermag, sondern man muss immer wieder neu den Versuch machen, zum Verständnis vergangener Zeiten zu gelangen.

### **Schwieriger Anfang nach der Revolution. Die Jahre 1804–1815**

Abt Placidus Ackermann hat sein Amt unter denkbar schwierigen Umständen angetreten. Als er am 12. Juni 1804 von den 24 Kapitularen gewählt wurde, war der Weiterbestand des Klosters von innen wie von aussen ernsthaft gefährdet. Schon der Ort der Wahl, das Ursprungskloster Beinwil am Passwang, weist auf die Tatsache hin, dass man in Mariastein aus verschiedenen Gründen keine Wahl

durchführen konnte. Zwar gehörten die Gebäude und Besitzungen in Mariastein seit 1802 wieder dem Konvent, doch waren sie durch die vierjährige Misswirtschaft (1798–1802) des staatlichen Verwalters Reibelt in einem sehr traurigen Zustand. Gravierender war aber die allgemein vertretene Ansicht, dass das solothurnische Leimental wie schon das benachbarte Laufental und das Birseck von den Franzosen beansprucht würde, und damit dem Kloster Mariastein das Schicksal aller französischen Klöster bevorstehe: die Aufhebung. Es war dies nicht nur die Ansicht einiger Pessimisten, sondern die öffentliche Meinung, die auch von den Gnädigen Herren in Solothurn geteilt wurde. Die Regierung gab dem Abt 1806 den Rat, den Hauptsitz des Klosters nach Beinwil zu verlegen und Mariastein als eine Art Statthalterei weiterzuführen. Der Abt bot sogar der Fabrikantenfamilie Gresly alle Klostergüter in Frankreich und im Leimental zum Kauf an. Glücklicherweise fehlte in Mariastein die Wassermenge, die damals für den Betrieb einer Fabrik benötigt wurde. Der Abt fasste auch den Plan, in Beinwil einen Neubau zu erstellen, um Platz für die geplante Rückverlegung des Klosters zu gewinnen. Die allgemeine politische Unsicherheit im Europa jener Jahre schlug sich ganz konkret im klösterlichen Leben nieder. Bis zur Sicherung der Schweizer Grenze und der Stabilisierung der politischen Ordnung in Europa beim Wiener Kongress 1814/15 war alles in der Schwebe, sei es in den Regierungskabinetten, sei es in den Klosterzellen.

Diese politische Unsicherheit hatte auch ihre Auswirkungen auf das klösterliche Ideal einiger Mitbrüder. Abt Placidus konnte in Mariastein nur mit grösster Mühe das geregelte Konventleben mit Klausur, Tischlesung und Chorgebet einführen. Einige Patres, die die Revolutionszeit auf verschiedenen Pfarrhöfen als Aushilfspriester verbracht hatten, konnten sich nur schwer umstellen. Es kam auch zu einigen Austritten. Im 19. Jahrhundert gab es auch auffallend viele Mitbrüder, die einen Drang zur Ortsveränderung verspürten. Sie traten in die neu aufblühenden Missionskongregationen ein und wurden in alle Himmelsrichtungen geschickt. P. Ignaz Stork wirkte als Generalvikar in Kalkutta und P. Urs Viktor



*Abt Placidus Ackermann (1804–1841).*

Locher machte eine Karriere als Theologieprofessor in Krakau und Olmütz und krönte sein Lebenswerk als Hofkaplan am Hof des Vizekönigs in Mailand. Am bekanntesten ist das Beispiel von P. Franz Sales Brunner, dessen Missionseifer die Einpflanzung des Namens «Maria Stein» in Amerika zu verdanken ist. Wir dürfen diese fromme Reiselust nicht isoliert von der allgemeinen Entwicklung betrachten. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts nahm vor allem aus wirtschaftlichen Gründen die Auswanderung aus der Schweiz in ferne Länder zu. Parallel dazu nahm das kirchliche Missionswesen einen gewaltigen Aufschwung. Fast jedes Jahr wurde in Europa eine neue Missionskongregation gegründet, und Tausende von begeisterten Missionarinnen und

Missionaren verliessen den alten Kontinent, um zu neuen Ufern zu gelangen. Dieser allgemeine Trend machte sich auch im Hinteren Leimental bemerkbar.

Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts waren geprägt durch einen allgemeinen Priestermangel. Glücklicherweise konnte das Kloster die Abgänge durch Neueintritte ausgleichen. Abt Placidus erhoffte sich von diesen jungen Mönchen neuen Schwung im klösterlichen Leben und widerlegte somit jene Mitbrüder, die aus lauter Zukunftsangst keine Jungen mehr aufnehmen wollten. Zeitweise sah sich der Abt sogar gezwungen, aus den Klöstern Muri und Einsiedeln Aushilfen anzufordern.

## Die Pfarreien

Das Kloster Mariastein war immer schon stark auf die Seelsorge ausgerichtet, sei es in den Pfarreien, sei es in der Wallfahrt. Die Pfarreien waren in der Zeit der Vertreibung aus Mariastein (1798–1802) ein Zufluchtsort für einige Mitbrüder gewesen und garantierten eine gewisse Verankerung des Klosters in der Bevölkerung. Die Bedeutung der Pfarrseelsorge für den Konvent zeigt sich daran, dass sich ein Drittel bis die Hälfte der ca. 30 Personen umfassenden Gemeinschaft auf einem Ausenposten aufhielt. Ausser den Laienbrüdern war fast jeder Konventuale ein- oder mehrmals in seinem Leben in der Pfarrseelsorge tätig. Der Pfarrer war damals auf den Dörfern gewiss eine wichtige Person, doch darf man sich von der «guten alten Zeit» keine allzu idyllischen Vorstellungen machen. Der schon über siebzig Jahre zählende P. Rupert Biemann wurde als Propst und Pfarrer im aargauischen Wittnau Opfer schlimmster Verleumdungen. Auch sonst beklagten sich die Pfarrer in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts über die wachsende Sittenlosigkeit und über die Untätigkeit der Regierung in der Durchsetzung des Sonntagsgebotes. Solche Klagen kann man zwar zu allen Zeiten hören; sie gehören gewissermassen zum Beruf des Seelsorgers, dessen Ideale sich am Evangelium und nicht an der gelebten Wirklichkeit orientieren. Schwierigkeiten in der traditionellen, vom bäuerlichen Leben geprägten Seelsorge sind im 19. Jahrhundert aber durchaus nicht selten, weil sich auch in abgelegenen Dörfern der gesellschaftliche Wandel im Zuge der industriellen Revolution bemerkbar machte. Die Lohnarbeit in der Fabrik und die damit verbundene Entwurzelung aus der Dorfgemeinschaft zieht auch Konsequenzen im religiösen Leben nach sich, die zwar registriert werden, aber deren Wurzel nicht immer richtig gedeutet wird.

Erneuerung gab es aber nicht nur ausserhalb der Kirche. Es gibt einige wenige Zeugnisse, dass Mariasteiner Patres im Sinne der Seelsorgereform des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg gewirkt haben. Diese Reformen betrafen vor allem den Got-

tesdienst und den Kirchengesang. Abt Placidus Ackermann scheint allerdings kein Freund dieser Reformen gewesen zu sein. 1820 verbot er dem damaligen Pfarrer von Büsserach-Erschwil, P. Bernhard Schär, den Gebrauch der deutschen Sprache in Messe und Vesper und verlangt die Abschaffung der «Türcken-Musik» in der Kirche. Auch sonst konnte der Abt bei Schwierigkeiten genaue Richtlinien für die Seelsorge geben. Bei der vorhin erwähnten Verleumdungsgeschichte in Wittnau schrieb er dem dort weilenden P. Columban Wehrli die Themen von vier Fastenpredigten vor. Er wollte auch den Text schriftlich zugesandt erhalten, wohl um den manchmal etwas hitzigen Pater zu grösserer Besonnenheit auf der Kanzel zu verhelfen.

In Verlauf des 19. Jahrhunderts sollte es immer mehr Schwierigkeiten mit den staatlichen Behörden wegen bestimmter Predigten geben. Im politisch heissen Klima zur Zeit der Gründung des Bundesstaates 1848 und im Kulturkampf genügten schon kleine Hinweise, um den Protest der Regierung zu wecken. Wir dürfen uns aber unsere klösterlichen Vorfahren nicht als Hitzköpfe vorstellen. Das Leben in einem Benediktinerkloster mit seiner Verwurzelung in der lokalen Kultur, mit seiner Feier des Gotteslobes und dem Bemühen um persönliche Heiligung wäre eine schlechte Plattform für grosse Veränderungsprojekte in Staat und Kirche gewesen. Trotz aller menschlichen Unzulänglichkeiten kommt immer wieder der Geist wahrer Gottsuche zum Vorschein.

Es gibt auch Zeichen dafür, dass die Revolution in der Schweiz von 1798 durchaus auch positive Folgen für das kirchliche Leben haben konnte. Mit dem Ancien Régime fielen die alten konfessionellen Abgrenzungen bezüglich des Niederlassungsrechtes. Erstmals seit der Reformation war es in Basel möglich geworden, regelmässige öffentliche Messen zu feiern und die Seelsorge an den Katholiken auf Vereinsebene zu organisieren. Das Kloster Mariastein hat von 1804–1811 mit P. Beda Sütterle den zweiten Pfarrer Basels nach der Reformation gestellt. Er scheint sich dort wohl gefühlt zu haben und kehrte nur ungern ins Kloster zurück.

## Die Neugründung der Schule

In vielen Dokumenten tritt uns Abt Placidus als ein sehr energischer Mann entgegen. Er konnte über Mitbrüder sehr hart urteilen, aber in einer äusserst schwierigen und unsicheren Zeit war der Weiterbestand des Klosters zu einem gewissen Teil seiner Zähigkeit und seinem Mut zu verdanken. Ein mutiges und gewissermassen notwendiges Projekt war die Wiedererrichtung und Erweiterung der Schule nach der Revolution. Schon 1802 war im damaligen Wirtshaus, dem heutigen Kurhaus «Kreuz», eine Primarschule für die Kinder der Umgebung eingerichtet worden. Zeitweise wurden bis zu achtzig Kinder unentgeltlich unterwiesen. Ein Internat gab es allerdings nicht. Die Wahl auf die Lokalität des Wirtshauses fiel nicht aus pädagogischen Gründen, sondern war eine schlichte Notwendigkeit. Die Klostergebäude waren 1802 unbewohnbar; auch der Abt und die wenigen Mitbrüder wohnten damals nicht im Konvent, sondern im «Mägdehaus». Als das Volksschulwesen auf den Dörfern sich wieder einigermaßen gefestigt hatte, konnte man das Provisorium in Mariastein getrost aufgeben.

1805 eröffnete Abt Placidus im Kloster eine Art Gymnasium, das etwa vierzig Schüler zählte. Er setzte damit nicht einfach eine vorrevolutionäre Einrichtung fort, sondern baute sie entscheidend aus. Schon vor der Revolution gab es eine kleine Klosterschule, die aber nur etwa zehn Schüler zählte. Diese taten sich mit ihren glockenhellen Stimmen vor allem auch als Sängerknaben hervor und bildeten das klangliche Gegengewicht zu den dunklen Stimmen der Priestermonche. In der Vesper durften einige der Klosterschüler jeweils das Responsorium und den Versikel singen und wirkten in der Gnadenkapelle beim Salve mit. In der Karwoche waren sie ganz für die Mitgestaltung beim Chorgebet freigestellt.

Abt Placidus knüpfte an diese Tradition an und erweiterte sie, weil er mit Recht überzeugt war, dass die Akzeptanz des Klosters bei der Regierung und in der Bevölkerung wachsen würde, wenn sich die Gemeinschaft für das Allgemeinwohl nützlich machte. Die Personalsituation und das breitere Lehrangebot zwangen den Abt dazu, auch auswärtige Lehr-

kräfte einzustellen. Bestand der Unterricht in der vorrevolutionären Klosterschule vor allem aus Latein- und Religionsunterricht, kamen im 19. Jahrhundert Fächer wie Griechisch, Französisch, Mathematik und Geographie dazu. Von den Schülern, die etwa zur Hälfte im Internat wohnten, kam etwa ein Drittel aus dem Elsass, ein weiteres Drittel aus dem Kanton Solothurn (Leimental und übriges Kantonsgebiet) und das letzte Drittel aus den anderen Gebieten der Region. Erstmals findet sich auch ein Schüler aus der Stadt Basel.

Aus der Klosterschule gingen viele Berufe für den Priester- und Ordensstand hervor. So sorgte Abt Placidus nicht nur für die Zukunft des eigenen Konventes, sondern auch für die Bedürfnisse der Ortskirche. Der Abt musste für die Aufnahme jedes Novizen in Solothurn um Erlaubnis bitten, wobei die Herkunft des Betreffenden anzugeben war. In Solothurn hätte man vor allem gerne «Landeskinder» als Novizen gesehen, doch machte der Abt die Gnädigen Herren darauf aufmerksam, dass es im Kantonsgebiet zu wenig Nachwuchs gäbe. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde es immer schwieriger, Nicht-Solothurner aufzunehmen. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass gerade die politischen Vertreter des Schweizerischen Einheitsstaates in diesem Punkt dem extremen Kantönligeist huldigten.

Diese Ausführungen über die Amtszeit von Abt Placidus Ackermann (1804–1841) müssen fragmentarisch bleiben. Zu erwähnen wären die Ordnung der wirtschaftlichen Situation, die er mit derselben Energie wie die Einführung des klösterlichen Lebens betrieb, und seine baulichen Aktivitäten, die heute noch sichtbar sind. Dem heutigen Besucher Mariasteins fällt die mächtige Kirchenfassade ins Auge, deren Errichtung in die Amtszeit von Abt Placidus fiel und die gewissermassen der bauliche Ausdruck seiner Zielstrebigkeit und seiner Unbeugsamkeit ist. Es ist wohl kein Zufall, dass sich auf der Fassade die beiden allegorischen Gestalten des Glaubens und der Hoffnung finden. Abt Placidus hat an die Zukunft des Klosters geglaubt und in widerwärtigen Zeiten die Hoffnung auf die Vollgestalt des klösterlichen Lebens nie aufgegeben.